

Washington Post, 25. Oktober

Schießerei bei Party des Verteidigungsministers!

Die jährliche Charity Party der DeMonts zugunsten behinderter Kinder fand durch den Überfall einer Terrorgruppe ein blutiges Ende. Es gab mehrere Tote. Auch die Gattin DeMonts war unter den Opfern. Die Täter sind tot oder flüchtig. Bisher hat keine Organisation die Verantwortung für die schreckliche Tat übernommen.

Zwei Monate vorher ...

Wien, 27. August

Rita Prskavec warf einen Blick aus dem Fenster. Es hatte zu regnen aufgehört. Rita nahm den Müllsack auf, den sie neben der Eingangstür abgestellt hatte. Der musste auch mit. Das ganze Vorzimmer stank. Sie verließ ihre winzige Wohnung und hörte, wie die alte Tür ächzend ins Schloss fiel. Ein Wunder, das es sich noch sperren ließ. Bei nächster Gelegenheit musste das repariert werden!

Im engen Lichthof huschte sie flotten Schrittes zu den großen Müllcontainern. Nur nirgends anstreifen oder in die schleimigen Pfützen treten! Alles in diesem Hof war von Taubenkot verdreckt. Dazu stank es bestialisch von den großen Mistkübeln. Gott sei Dank gingen die Fenster ihrer Wohnung zur Straße und nicht in den Lichthof.

Rita öffnete den nächsten Müllcontainer. Verdammt, roch das widerlich! Millionen Fliegen surrten aus der Tonne. Der schreckliche Geruch verstärkte sich noch. Nur schnell den Müll loswerden und den Deckel wieder schließen. Rita trat widerstrebend näher und warf ihren Müllbeutel schwungvoll in den Container. Dabei sah sie etwas, das ihr das Blut in den Adern gefrieren ließ. In dem Container lag ein Mensch. Viel war von dem Typ nicht mehr übrig. Na toll, jetzt kam das Frühstück auch noch hoch! Sie trat ein wenig zur Seite

und erbrach sich würgend solange, bis absolut nichts mehr in ihrem Magen war und nur noch bitterer Magensaft kam.

Rita taumelte zurück ins Haus. Sie suchte ein Taschentuch und wischte ihren Mund ab. Verdammt! Warum musste ausgerechnet sie eine Leiche finden? Sie würde zu spät zur Arbeit kommen.

Sie fischte ihr Handy aus der Handtasche. Wühlte mit zitternden Fingern den Polizeinotruf und meldete den Leichenfund. Sie beschrieb alles ganz genau und sagte dann, dass sie in ihrer Wohnung warten würde. Neben der Leiche hielt sie es echt nicht aus. Gleich danach rief sie ihren Chef an. Er war wie immer muffig.

»Sie kommen schon wieder zu spät!«, schnauzte er sie an, bevor sie außer ihrem Namen irgendetwas von sich geben konnte.

»Es tut mir leid. Aber ich habe soeben in unseren Müllcontainern eine Leiche entdeckt. Die Polizei hat mir gesagt, dass ich bleiben muss, weil sie meine Aussage brauchen. Ich weiß noch nicht, wann ich kommen kann.«

»Ich bin Ihre dummen Ausreden leid. Wenn Sie bis zehn nicht hier sind, sind Sie gefeuert!«

Und damit legte er auf. Arschloch! Bis zehn würde sie es nie schaffen. Es war ja schon halb neun. Ach, was soll's? War ohnehin ein mieser Job. Sie putzte in einem Nachtclub. Eigentlich wollte sie dort Tänzerin werden. Der Besitzer hatte sie beim Vortanzen fürs Pole Dancing kurz angesehen, mit einem Blick, der richtig beleidigend war, und ihr dann den Putzjob angeboten. Weil sie dringend Geld gebraucht hatte, nahm sie ihn an und beschloss, sich weiter umzusehen. Das war fünf Monate her.

Warum nur war sie zu faul gewesen, sich um einen anderen Job zu bemühen? Aber jetzt musste sie etwas tun. In diesen ekligen Klub wollte sie nie wieder zurück! Sie drückte auf Wahlwiederholung.

»Was ist denn noch?«, meldete sich ihr übellauniger Chef zur Begrüßung.

»Nichts! Schieben Sie sich Ihren Scheißjob in den Arsch! Ich kündige.«

»Wunderbar. Und Sie brauchen auch gar nicht mehr anzutanzeln. Alles, was Sie noch ausständig haben, überweisen wir Ihnen. Ich will Sie hier nicht mehr sehen.«

»Ganz meinerseits.«

Rita warf das Handy angewidert auf den Tisch. So ein Kotzbrocken! Einen Toten zu finden, war nicht angenehm. Die Begleiterscheinung schon eher. Endlich fand sie die Kraft und den Mut, diese eklige Arbeit hinzuwerfen. Es war nicht nur die Tätigkeit, die sie anwiderte. Alles, was in diesem Lokal lief, war seltsam. Da verkehrten Leute, die sie niemals in einem derartigen Etablissement vermutet hätte. Wissenschaftler zum Beispiel, wie der freundliche Herr von neulich. Oder der Mann, der sie vor ein paar Tagen um ein Glas Wasser gebeten hatte und der aussah, als hätte er einen Geist gesehen. Die kamen und gingen zu allen möglichen und unmöglichen Zeiten. Und Typen, die so heruntergekommen oder schleimig wirkten oder so eindeutige Verbrechervisagen hatten, dass sie sich wunderte, dass der Türsteher sie rein ließ. Die Bude war ganz einfach nicht astrein. Das hatte sie im Urin.

Rita schlüpfte aus ihren hochhackigen Schuhen. Für das Interview mit den Polizisten würden es die bequemeren Trotteurs wohl auch tun.

Rita empfing einen der Polizisten in ihrem winzigen Wohnzimmer. Obwohl die Fenster weit offen standen, roch man immer noch den Mief vom Abfall. Bei der Hitze musste sie das Zeug jeden Tag entsorgen. Aber nach dem heutigen Vorfall würde es ihr nicht leicht fallen, den Lichthof mit den Müllcontainern wieder zu betreten.

Der Polizist war jung und schüchtern. Er nahm ihre Daten auf. Wie sie den Toten gefunden hatte. Ob sie ihn kannte.

»Na, hören Sie. So wie der aussieht, würde ihn vermutlich selbst die eigene Mutter nicht erkennen. Aber ich glaube nicht, dass es jemand aus unserem Haus ist. Die meisten Mieter sind ältere Frauen oder Ausländer. Und der sah eher wie ein junger Inländer aus, denn die Leiche hat kurze blonde Haare. Mehr konnte ich nicht erkennen. Er liegt ja mit dem Gesicht nach unten im Container. Außerdem war er bereits teilweise mit Müll bedeckt. Ich verstehe ohnehin nicht, wieso ihn nicht schon jemand vor mir gefunden hat. Da haben ja schon mindestens zehn andere Leute ihren Mist auf ihn drauf geworfen.«

Der Polizist machte sich gewissenhaft Notizen in ein kleines Büchlein.

»Die anderen Parteien werden wir auch noch befragen.«

Damit war ihre Fragestunde zu Ende. Der junge Beamte wollte eben gehen, als es an der Tür klingelte. Ein älterer Polizist stand draußen. Sein Gesichtsausdruck war alles andere als freundlich.

Er fuhr sie an: »Der Tote hat in seiner Tasche eine Visitenkarte von Ihnen. Auf der Rückseite steht handschriftlich *Komm um sieben zu mir. Ich kann dir helfen*. Was haben Sie dazu zu sagen?«

Rita blieb die Spucke weg. Wollten die ihr jetzt einen Mord anhängen? An jemandem, den sie gar nicht kannte?

»Hören Sie, ich weiß nicht, welche Spielchen Sie mit mir treiben. Aber ich habe in meinem ganzen Leben noch keine Visitenkarte besessen! Also, was soll das?« Der griesgrämige Polizist nickte nur.

»Sobald wir wissen, wie lang der Mann tot ist, werden wir Ihr Alibi überprüfen. Sie denken am besten gleich darüber nach, was Sie die letzten drei Tagen gemacht haben. Und zwar jede Stunde des Tages. Im Übrigen

sollten Sie in Ihrer Wohnung ab sofort nichts putzen oder verändern. Das würde bei einer eventuellen Durchsuchung nach Beseitigung von Spuren oder Beweisen aussehen.«

So ein kranker Hirni! Warum sollte sie einen ihr völlig unbekanntem Mann umbringen? Und wie bitte hätte sie den in den Container hieven sollten? Die Bullen konnten sie mal! Aber das kam davon, wenn man die gesetzestreue Bürgerin spielen wollte. Sie hätte einfach zur Arbeit gehen und die Meldung der Entdeckung einer Leiche einem anderen Hausbewohner überlassen sollen. Wie schon etliche vor ihr, die nicht so dämlich waren wie sie. Sie könnte sich jetzt noch ohrfeigen.

Little Rock, 10. September

Samantha Evers trommelte ungeduldig auf die Tastatur ihres Laptops. Seit Tagen versuchte sie, eine Story zu recherchieren. Und stieß immer wieder an Mauern. Mauern des Schweigens, des Desinteresses oder der Gleichgültigkeit. Und wenn sie was auf den Tod nicht ausstehen konnte, dann waren das Geschichten, bei denen sie nicht weiterkam.

Sam war Journalistin. Zweiunddreißig, geschieden und unabhängig. Bis vor zwei Jahren hatte sie für einen Fernsehsender gearbeitet. Doch die dauernde Bevormundung und die ständigen Hinweise auf quotenträchtige Sensationsmeldungen waren ihr so zuwider, dass sie beschloss, selbstständig zu arbeiten und ihre fertigen Reportagen den diversen Medien anzubieten. Sie verdiente im Schnitt zwar nicht viel weniger, doch ungleichmäßig verteilt. Dafür war die Arbeit um einiges befriedigender und vor allem wesentlich interessanter.

Im Augenblick war sie einer Story auf der Spur, die spektakulär begann und plötzlich in der Versenkung verschwunden war. In der Wüste von Arizona stand ein eindrucksvolles Bauwerk: Biosphere 2. Ein von der

Außenwelt völlig abgeschlossenes Ökosystem. Das zentrale Gebäude war ein Dom aus Glas und rostfreiem Stahl. Auf fast zweieinhalb Hektar überwachten mehr als eintausend Sensoren das Klima, die Luft-, Boden- und Wasserbeschaffenheit und lieferten die Daten an ein zentrales Kontrollsystem. Die Kuppel beherbergte fünf Ökosysteme: Regenwald, Savanne, Küste, Sumpf und Meeresstrand mit einer Korallenbank. Dazu landwirtschaftliche Anbauflächen und Arbeitsräume sowie Wohnstätten für die Menschen, die hier wohnten.

Seit 1991 fanden Versuche statt, die Aufschluss darüber geben sollten, wie sich Menschen auf fremden Planeten mit begrenzten Ressourcen ernähren, ihre Luft erneuern, oder die Abfälle recyceln konnten. Es handelte sich um eine kleine abgeschlossene Welt. Sie war so hermetisch abgedichtet, dass sich dagegen die Raumstation ISS wie ein Sieb ausnahm. Die erste Gruppe von acht Leuten stellte einen bis heute ungebrochenen Rekord von zwei Jahren Aufenthalt in einer hermetisch abgeschlossenen Umwelt auf. Nebenbei demonstrierten sie eindrucksvoll, wie erfolgreich ökologische Landwirtschaft funktionieren kann. Als sich 1996 der Milliardär Edward Bass, einer der Hauptsponsoren, aus dem Projekt zurückzog, wurde der Komplex der Columbia University übergeben, die dort Untersuchungen durch Studenten durchführen lassen konnte. Vermutlich aus Geldnot wurde Biosphere 2 auch für Besucher geöffnet. Seither wurden keine Versuche mehr unter geschlossenen Bedingungen durchgeführt. Die Universität sollte das Gelände laut Vertrag bis 2010 betreiben. Doch Ende 2003 bekam die Universität einen neuen Präsidenten. Und der stellte die Kooperation mit der Betreibergesellschaft von B2 ein. Seitdem war lange Zeit nichts mehr von B2 in den Medien zu hören gewesen.

Plötzlich, vor einem halben Jahr, war unter erheblichen Medienrummel wieder ein achtköpfiges Team in den Dom eingezogen und die Anlage hermetisch verschlossen worden. Der Sprecher der Gesellschaft, die das Gebäude erworben hatte, sprach von Tests, die für die Weltraumfahrt in den kommenden Jahren von essenzieller Bedeutung sein würden. Hier gehe es nicht so sehr um die Fähigkeit, sich autark zu ernähren. Vielmehr würden die sozialen und medizinischen Aspekte einer langen Abgeschiedenheit vom Rest der Menschheit wissenschaftlich erforscht. Die Ergebnisse sollten die Grundlagen für spätere Raumbasen auf dem Mond und Flüge zum Mars bilden. Und danach hörte man nie wieder etwas von diesem Experiment.

Sam, die einmal mehr bei ihrer Internetsuche erfolglos geblieben war, hatte durchaus ein persönliches Interesse an dem Experiment. Einer der acht Insassen war ein Junge, der in der Nähe ihres Elternhauses gelebt hatte. Sie verband eine fast lebenslange Freundschaft, die einmal durch ein halbjährliches intimes Verhältnis und später durch längere Abwesenheit des einen oder anderen von ihnen unterbrochen wurde. Er hieß Peter Mangold und war ein eher unscheinbares Kind gewesen. Der erwachsene Peter war allerdings ein kraftstrotzender Kerl geworden. Als sie sich zuletzt gesehen hatten, erzählte er von der Army, der er als Berufssoldat beigetreten war.

Daher fand Sam es bemerkenswert, dass er an einem Experiment teilnahm, das zumindest offiziell als wissenschaftliche Arbeit einer privaten Stiftung zur Förderung der Raumfahrt auftrat. Die Bezeichnung war etwas sperrig und lautete AFISFAHUR – Agency for Interstellar Flights and Human Research. Sam notierte sich damals diese Bezeichnung, weil sie ihr so seltsam vorkam, dass sie meinte, sie würde sich nie wieder daran erinnern.

Und jetzt gab es nichts über eine derartige Gesellschaft. Nicht die kleinste Notiz irgendwo über den Betrieb von Biosphere 2. Keinerlei Angaben, wem die Anlage nun gehörte. Nicht eine Zeile dazu, dass dort ein Langzeitversuch lief. Es schien, als habe das Ding in der Wüste Arizonas nie existiert. Zumindest nach 2003 nicht mehr.

Resigniert schob Sam ihre Lesebrille auf die Stirn. Für heute hatte sie echt genug. Sie würde jetzt ins Fitnesscenter gehen und dann war sie mit einer ihrer ältesten Freundinnen verabredet. Erst würden sie irgendwo eine Kleinigkeit essen und dann ins Kino gehen. Sie würden sich den nächstbesten Schmachtfetzen aussuchen. Gemeinsam lachen und weinen und sich in ihre Schulzeit zurückversetzt fühlen. B2 war vermutlich auch morgen noch ein Rätsel. Es konnte wohl einen Tag warten.

Wien, 29. August

Rita saß eben beim Frühstück und studierte die Stellenanzeigen. Nichts wirklich Brauchbares für sie dabei. Wenn sie angezogen war, würde sie in das Internetcafé zwei Gassen weiter übersiedeln. Da konnte sie die Jobbörse checken. Sie faltete die Tageszeitung vom Vortag zusammen und warf sie enttäuscht zu Boden. In dem Moment klingelte es an ihrer Tür. Wer kam denn schon in aller Herrgottsfrüh? Wobei das relativ war. Immerhin zeigte ihr Wecker elf Uhr dreißig.

Sie linste durch den Türspion. Nicht schon wieder! Ihr spezieller Freund Walter Pokorny stand draußen. Der hatte sie wohl echt in Verdacht.

»Komme gleich. Muss mir nur was überziehen.«

Vor der Tür hörte sie ein undeutliches Gemurmel. Sie warf sich schnell ein Sommerkleid über den Kopf, fuhr sich mit allen zehn Fingern durch das Haar und öffnete die Tür. Pokorny warf eben seinen Zigarettenstummel zu Boden und trat ihn aus.

»Herrgott! Haben Sie noch nie was von der Erfindung des Aschenbechers gehört? Ich muss das dann wieder wegputzen, sonst krieg ich Ärger mit dem Hausmeister!«

Pokorny murmelte etwas, das entfernt an *Entschuldigung* erinnerte, bückte sich und hob die Kippe auf. Dann stand er mit dem Ding in der Hand da und wusste typisch nicht, wohin damit.

»Ach, geben Sie schon her!«

Rita ärgerte sich jedes Mal, wenn sie diesen Tollpatsch von Polizisten sah.

»Und, müssen Sie mich jetzt verhaften, oder was?«

»Sind Sie schuldig, dass Sie mich so was fragen?«, entgegnete der Bulle.

Herr, gib mir die Geduld, diesen Menschen zu ertragen, ohne ihm eine zu knallen. Rita riss sich am Riemen und fragte mit unschuldigem Augenaufschlag:

»Was führt Sie also um diese Uhrzeit zu mir?«

»Ich möchte von Ihnen wissen, wo Sie vorgestern Abend waren. Das ist der Todeszeitpunkt von Peter Droemer.«

»Vorgestern?« Rita schüttelte den Kopf. »Bis kurz vor acht war ich im >Chez Gerard<. Dann bin ich heimgefahren und war zu Hause.«

»Kann das irgendwer bestätigen?«

Schön langsam ging ihr dieser Pokorny echt auf den Geist.

»Wie lang ich in der Firma war, können dort alle bestätigen. Nach Hause brauche ich mit der Straßenbahn eine gute halbe Stunde oder ein bisschen länger, wenn ich eine gerade verpasse. Zu Hause lebe ich allein, wie Sie sehen, und daher wird es wohl keine Zeugen geben.«

Rita war sich bewusst, dass sich ihre Chancen, damit aus dem Kreis der Verdächtigen auszuschneiden, nicht gerade verbesserten.

»Aber warten Sie mal. Vorgestern hat mich Lilly angerufen. Das ist eine ehemalige Arbeitskollegin. Das

muss so gegen halb zehn gewesen sein. Und wir haben länger miteinander gequatscht.«

»Geben Sie mir Lillys vollen Namen und die Adresse. Ich werde das überprüfen«, antwortete Pokorny.

»Herrgott noch einmal, Sie glauben wirklich, ich habe mit dem Tod dieses Mannes was zu tun!«

Pokorny zuckte die Schultern. »Was ich glaube oder nicht, ist ohne Belang. Sie gehören zu den Verdächtigen und ich muss Ihr Alibi überprüfen.«

Mit diesen Worten klappte er sein Notizbuch zu, in dem er die Adresse von Lilly notiert hatte, und verließ ihre Wohnung.

Rita war ratlos. Warum sollte sie zu den Verdächtigen zählen? Wegen der komischen Visitenkarte, die ihren Namen trug, aber gar nicht von ihr war? Wer in aller Welt konnte ein Interesse daran haben, ihr einen Mord in die Schuhe zu schieben? Ob sie jetzt einen Anwalt brauchte? Nein, eigentlich brauchte sie einen Privatdetektiv, der herausfand, wer es wirklich war!

Sie hob die Zeitung vom Boden auf und suchte unter den Anzeigen, ob sie einen Detektiv fand. Fehlanzeige. Keine Annonce. Sie holte die Gelben Seiten des Telefonbuches aus dem Schrank im Vorzimmer. Wie schrieb man eigentlich Detektiv? Sie würde es einmal mit D am Anfang versuchen.

Unter Detekteien wurde sie fündig. Mein Gott, was gab es da für riesige Anzeigen! Und jeder Zweite von denen hatte eine Adresse im ersten Bezirk. Die konnte sie sich ganz bestimmt nicht leisten! Sie studierte die kleinen Einträge. Dabei stieß sie auf einen, der sie ansprach.

Stella Marini

Auskunftei und Personenschutz

Wien 10, Grundackergasse 15

Das klang solide und nicht nach Höchstpreisen. Sie schnappte sich das Telefon. Fragen, was das kostet,

konnte sie ja einmal. Dann warf sie das Handy wieder auf den Tisch zurück. Besser, sich selbst ein Bild von der Tussi machen! Ihre Menschenkenntnis war ziemlich gut. Kein Wunder, bei ihrem Beruf. Sie war keine Nutte. Aber als ehemalige Tänzerin, die vorwiegend fast nackt auftrat, sammelt man so seine Erfahrungen. Und als Putzfrau sowieso.

Es war Freitag Nachmittag. Sie hatte keine Ahnung, ob Detektive auch Freitag Frühschluss machten. Aber übers Wochenende war das Büro sicher nicht besetzt. Ihr Entschluss stand fest. Gleich Montag früh würde sie die Tante aufsuchen.